

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

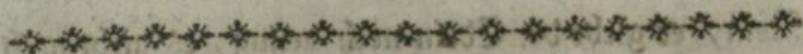
Encyclopedie zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

Kosche, Christian Traugott

Leipzig, 1789

Dritter Abschnitt. Allgemeine Betrachtung über die schönen Künste und Wissenschaften.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-9039



Dritter Abschnitt.

Allgemeine Betrachtung über die
schönen Künste und Wissen-
schaften.

Das freye philosophische Nachdenken über das Wesen und den Endzweck der schönen Künste war wohl in keinem Jahrhundert notwendiger als in dem unsrigen. Auf der einen Seite, welche Sucht nach Theorien, Systemen und Klassifikationen; auf der andern, welche ein Ueberfluß von hoch daher brausendem, schöpferischem Genius, der alles aus sich selbst nimmt, alles sogleich mit der Fülle seines Empfindungsvermögens auffaßt, alles aus dunkeln Empfindungen und Vorstellungen, nichts aus kaltem, philosophischem, unbefangenen Nachdenken herleitet.

Eben diese beyden Abwege vom Wege der wahren Philosophie machen es, daß ein dritter Theil der Menschen alles, was Kunst heißt, verachtet und jedes Nachdenken darüber als Modestudium von sich weist und wohl gar mit einem verächtlichen Blick den, der sich ihm widmet, begleitet. Und in der That, wenn man siehet, wie sehr die Künste selbst in dem Lande, dem sie ihr Daseyn gewissermaßen zu verdanken haben, in Italien, gemißbraucht, wie sie angewendet worden, dem Stolze, den Phantasien, der Weichlichkeit der Großen genug zu thun; so muß man gewissermaßen jenen Leuten die Verachtung verzeihen, die sie für alles, was ins Gebiete der schönen Künste einschlägt, an den Tag legen.

Will man diesen Geist verbannen, so muß man dem Menschen die erhabenen Vortheile, die ihm die Kunst gewähren kann, recht anschaulich machen, es ihm ohne alle Deklamation sagen, daß der so sehr angepriesene Einfluß der schönen Künste in die Sitten der Menschen, daß selbst die Erregung einzelner tugendhafter Empfindungen und die dadurch bewirkten guten Handlungen, nicht der wahre große Endzweck des Studiums derselben, sondern daß ihr Geist weit mächtiger, ihr Endzweck viel umfassender sey.

Sulzer sucht in seinem Wörterbuche unter dem Artikel Künste das Wesen und den Endzweck der Kunst in dem Ursprunge derselben aufzufinden, und setzt ihn in die Neigung des Menschen, das Nützliche zu verschönern. Sollte diese Herleitung nicht zu einseitig seyn? sollte sie nicht bloß auf besondere Arten der Kunst sich einschränken? Ein nützliches Hausgeschirr, das der Künstler auf eine angenehme Art zu verzieren gewußt hat, ist ein Werk der Kunst; eine große historische Vorstellung ist es auch: aber wie verschieden sind nicht beyde von einander! wie verschieden ein richtig gezeichnetes, gut colorirtes, die Natur nachahmendes Fruchtstück von der Vorstellung des jüngsten Gerichts eines Raphaels!

Der Hang, die Natur zu verschönern, ist allerdings in der Natur des Menschen gegründet, aber die Befriedigung dieses Hanges ist nicht das, was dem Menschen die Kunst vorzüglich empfehlungswürdig machen muß. Eben diese Verschiedenheit führt auf eine Eintheilung in den Künsten, die, so neu sie ist, doch wohl wahr seyn mag. Man könnte sie nämlich in die höhern und niedern eintheilen. Die Werke dieser letztern haben keine andere Absicht, als Verschönerung des Nützlichen für dieses Leben; die Werke der erstern haben größere, fast möchte man sagen,

sagen, über dieses Leben hinaus daurende Absichten.

Jeder Mensch, der Herz zu empfinden und Seele zu denken hat, ist in gewisser Betrachtung Künstler, oder besser, er hat von Natur einen angebohrnen Geist der Kunst, der aus dem Nachdenken über die erhabenen Werke des Schöpfers entspringt. Diesen Geist zu nähren und zu erhöhen, ist der wahre Endzweck der höhern Künste. Jener Einsame, auf dem schroffen Abhange eines Hügels, friedlich in einer mondhellen Sommernacht da sitzend, ins stille Thal herabsehend, wie da alles so ruhig, so selig um und in ihm ist, wie der Mond ins Thal hinblickt und dem Auge die fehlerhafte Bauart der Hütten, die an einem schlängelnden Bache hingestreckt liegen, entziehet! Gebt dem Einsamen ein volles Maaß von Empfindung, gebt ihm Ideen von dem, worauf es in der Welt ankommt, sind sie annoch dunkel oder durch die Weltweisheit aufgehell't? Welche große Empfindungen werden ihm den Busen aufschwellen! welche Vorblicke ins Grab und jenseits des Grabes wird seine mit Wollust getränkte Seele nicht wagen! Wie theuer wird ihm in diesen seligen Augenblicken die Menschheit und alles, was die Menschheit angehet, seyn! Und diese Empfindungen hervorzubringen, zu erhalten und zu erhöhen, dieß — ist Wesen, Endzweck der höhern Kunst.

Man kann die sogenannten Stände mit einer kriegsführenden Nation vergleichen. Einige sind Krieger, einige Waffenschmiede, einige Patrioten, und, um ohne Bild zu reden, sind Philosophen, die geradezu mit der gesunden Vernunft ins Feld ziehen; einige sind Gelehrte im engsten Verstande, die, unbekümmert zu was für Endzwecken, Alterthümer, Sprachen u. s. w. studieren; einige sind Künstler, die zu

zu wenig Philosophen um das erstere, und zu sehr Denker, um das zweyte zu thun, ihre Empfindungen und Tugend durch bildende und redende Künste an den Tag legen. Der ganze Unterschied zwischen dem Manne, der bloß den Geist der Kunst, und dem, der bloß den Geist der Philosophie hat, bestehet darinne, daß jener, z. B. in dem oben gegebenen Fall, seine Seele nur wollüstigen, zärtlichen, schwermüthigen, mit einem Worte, nur Empfindungen — dieser nur Ideen eröffnet, die eine nähere oder entferntere Beziehung auf das Interesse der Menschheit haben; beyde sind die besten, edelsten Menschen.

Man kann es schon daraus schließen, daß es um den Endzweck der höhern Kunst etwas Großes und Erhabenes sey, weil die Gottheit uns in den Werken der Natur ein so prächtiges, vollkommenes Beyspiel gegeben, an dessen Vortrefflichkeit keiner, sey er auch der größte Künstler und Denker, etwas zu tadeln haben wird. Es ist unmöglich, daß selbst große Künstler den Endzweck der Kunst nicht kennen, daß sie es, so zu sagen, nicht wissen, welche Absichten ihre eigene Werke haben; allein die Eifersucht abgerechnet, welche praktische Genies gegen theoretische hegen, so liegt vielleicht ein Theil von jenem Verkennen des Endzweckes in den Empfindungen des Künstlers und so einem Genie selbst.

Genie haben und Genie seyn — sind Redensarten, die genau und deutlich bestimmt zu werden verdienen. Genie haben ist die Geschicklichkeit, das Talent zur Verrihtung einer Sache haben; aber Genie seyn, das will mehr sagen. Genie ist nur der Philosoph und Künstler im weitesten Sinne des Wortes, dem Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben, dem beständig deutliche oder dunkle Ideen vorschweben. Beyde fühlen Drang, diese Ideen oder

Empfindungen zu erweitern und an den Tag zu legen. Der Philosoph thut es durch Râsonnement, der Künstler durch ästhetische Zeichen. Die höhern Künste drücken Empfindungen aus, die die Menschheit im Ganzen angehen, Empfindungen von Gott, Tugend, Weisheit, Ewigkeit; die niedere Kunst nur solche, die Einfluß auf dieses Leben haben, Empfindungen der Freundschaft, des häuslichen Lebens, und des bürgerlichen Wohlstandes. Weil aber die Empfindung dieser letztern Art so viel Beziehung auf die erstere hat, so darf der Geist der niedern Kunst auf keinerley Weise gering geschätzt werden. Die Empfindungen, die man bey einer Ode von Ramlers, oder bey dem Anblick eines großen historischen oder allegorischen Gemähltes, oder eines Landschaftsstücks, (denn diese sind meistens Werke höherer Kunst) fühlet, sind freylich erhaben, und sind also weit von den bloß niedlichen schönen Empfindungen entfernt, die eine Tändeleiy oder ein Familienstück in uns erregen. Allein demohngeachtet beseligen uns diese letztern Empfindungen und bahnen oft den Weg zu Empfindungen erhabener Gattungen, demohngeachtet werden sie durch Werke der Kunst erregt. Was aber auch diese Empfindungen zu erwecken aufhört, das höret auch auf Werk der Kunst zu seyn. In einem Straßen- oder Kirchengemählde z. B., wo ist da der Geist der Kunst? was fühle ich dabey, was für Ideen und Empfindungen werden in mir rege, wenn ich die schön gebaueste Straße, wäre sie auch mit lauter Pallästen besetzt, vor Augen habe? Das ist ein künstliches Werk, aber kein Kunstwerk. Außerdem müssen die Leute, welche schöne Figuren dreheln, oder in Holz auslegen, darum, weil sie künstliche Leute sind, auch Künstler seyn. Kunstwerke müssen die Rührung ausdrücken, die man empfindet, wenn man die Sache, die sie vorstellen, in der Natur vor sich

sich hat, und wenn sie das nicht thun, so sind es keine Kunstwerke mehr. Dieß kann also die Künstler lehren, auf die Absicht, die die Kunst hat, bedacht zu seyn. Einige Mahler z. B. sind groß in der Thiermahlerey. Das erste und zweytemal kann so ein Thier bey einem Mann, der Geist und Herz hat, durch die Vorstellung seiner Unschuld, seiner Munterkeit, seines Ruhens u. s. w. Rührung hervorbringen; aber immer Thierstücke machen Ekel. So vielerley die Empfindungen des Menschen sind, die in Absicht dieses und des zukünftigen Lebens in ihm hervorgebracht werden können, von so vielerley Gattungen der Empfindungen in allen Arten der Kunst sind die Gegenstände derselben, nur daß die eine mehr, die andere weniger auszudrücken im Stande ist. Was solche Empfindungen nicht ausdrückt, sollte nie für das Genie des Künstlers ein Gegenstand seyn.

Wenn man nach den Namen und der Anzahl der schönen Künste und Wissenschaften fragt, so bekommt man zur Antwort, Bildgraberey, Bildhauerey, Kupferstecherey, Formschneiderey, Mahlerey, das schöne Bauwesen, die Beredsamkeit, das Dichten und Tonsetzen. Von diesen schönen Künsten werden die drey letztern auch schöne Wissenschaften genannt, und daher rühret der zusammengesetzte Name: **Schöne Künste und Wissenschaften**. Ob sie sämmtlich zu den schönen Künsten und Wissenschaften zu rechnen sind, und ob außer diesen noch andere Künste und Wissenschaften mit dem Namen der schönen belegt werden müssen? darüber sind die Gelehrten noch nicht einig.

Die Eintheilung der schönen Künste in **schöne Wissenschaften** und **schöne Künste**, und diese letztern wieder in **zeichnende** und **bildende**, welche Herr Moses in seinen philosophischen Schriften

ten festsetzt, scheint einigen widersprechend, sowohl in der Natur der Sache, als auch nach dem in diesem Falle richtigen Sprachgebrauch. Wissenschaften sind Sammlungen von gewissen allgemeinen Begriffen — aber hier fragen sie, warum sollen gerade Redekunst und Dichtkunst Wissenschaften seyn? Herr Moses antwortet, weil sie sich willkürlicher — die Künste hingegen natürlicher Zeichen bedienen. Ohne uns in diese Streitfragen einzulassen, können einzelne flüchtige Betrachtungen der Künste uns lehren, daß alles, was Gegenstand der Aesthetik ist, den Namen Kunst verdiene. Diejenigen, welche diesen Grundsatz annehmen, sagen, Redekunst und Dichtkunst gehören eben sowohl unter die Künste, als Zeichen- und Mahlkunst, und man kann die Kunst des Dichters darum, weil er sich mit Worten ausdrückt und Ideen von Göttergeschichten und dergl. haben muß, nicht gerade deshalb eine Wissenschaft nennen; denn der Historienmahler und der Tonkünstler müssen eben so viel Ideen haben als jene. Ferner sagt man, die redenden Künste stellen willkürliche, die bildenden Künste hingegen natürliche Zeichen dar. Hierauf antworten die letztern: Es ist wahr — wenn der Mahler uns durch eine schöne Figur zu Empfindungen bewegen will, so stellet er uns die Figur in ihrer ganzen Schönheit vor Augen — und wenn der Dichter es thun will, so muß er durch die Ideenverbindung erst die Ideen von Schönheit in uns zu erwecken suchen, ehe unsere Seele eine schöne Figur anschauet: allein stellen die Mahler und Bildhauer nicht eben so viel willkürliche Zeichen hin als der Dichter? Wenn der Künstler uns einen allgemeinen Satz der Weisheit mahlet, mahlet er da bloß Figuren? sind die Zeichen, deren er sich dabey bedienet, willkürlich, oder natürlich? wenn er z. B. die Thetis mahlet, die Bacchus umarmt, sind dieß nur ein paar sich liebende

bende Personen, ohne allen Zweck? will er uns nicht damit sagen: „man muß mäßig Wein trinken? Es ist eine Wahrheit, daß der große Künstler nie die Sache vorstellt, die er vorstellen will; selbst der große Portraitmahler thut es nicht, sein Gemälde sagt uns immer, dieser Zug hat diese oder jene Empfindung des Erhabenen, des Schönen, des Zärtlichen in mir rege gemacht.

Unter allen Künstlern ist der Tonkünstler der einzige, der die Sache selbst vorstellt, nur er kann Empfindungen mahlen, seine Kunst ist die einzige, die den Geist der Kunst geradezu ausdrückt. Jede Empfindung ist in dem Menschen schon leiser Ton; die Tonkunst thut nichts, als daß sie diese leisen Töne verschönert und lauter macht. Bildende Künste sind alle diejenigen, welche die Umrisse der Figuren in Flächen oder Erhebungen vorstellen. So verschieden das Interesse des Mahlers, des Bildhauers, des Kupferstechers auch übrigens seyn mag, so sind sie uns doch in diesen vorläufigen Betrachtungen völlig gleich. Hier gilt auch noch kein Unterschied unter Dichtkunst und Redekunst; beyde sind vollkommene sinnliche Reden, beyde erreichen mehr durch dunkle, als deutliche Begriffe, den Endzweck des Wohlgefallens.

Dem Zeichner, — um wieder auf die bildenden Künste zu kommen, ist es nur um die Wahrheit der Umrisse und Verhältnisse zu thun. Der Mahler hat auch diese Endzwecke, allein bey ihm wirkt schon das Interesse des Kolorits, der Schattirung u. s. w. mit ein. Der Bildhauer stellet alles dieses nur in solider Masse vor. Die Baukunst, oder, wie man sie um des Mißverständs willen lieber nennen könnte, die Architektur, ist nur zum dritten Theil Kunst. Ein Theil von ihr ist Wissenschaft,

in so fern sie ein Lehrstück der höhern Geometrie ausmacht — im zweyten Theil ist Handwerk, nicht nur in so fern wir bloß auf die Fertigkeit des Maurers und Zimmermanns sehen, sondern auch in Rücksicht der Kenntnisse der Baumaterialien und der Erfahrungen, die sich jene Leute gesammelt haben, und endlich ist der dritte Theil Kunst, in so fern sie, außer der Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit, den Gebäuden auch noch Anstand verschafft. Dieses erreicht sie erstens durch Regelmäßigkeit und Verhältnißmäßigkeit, sie mag nun Wahrheit, oder bloß Schein seyn, zweitens durch den Anschein der Festigkeit, und endlich drittens durch Dekorazion im eigentlichen Verstande. Der Geist der Kunst zeigt sich hauptsächlich im zweyten und dritten Falle. Eine Kolonade z. B. am Louvre zu Paris wird dem Mann, der Geist und Herz hat, die erhabensten Empfindungen erregen. Ein prächtiges Kirchenportal, eine gothische Kirche, so kühn, so heilig dunkel! welchen Geist der Andacht flößt das nicht ein! Dieser Geist wird aber hauptsächlich durch die Zeichenkunst in der Architektur bewirkt; alle ihre erhabene Werke bestehen im Aufriß, und die größten Architekten waren gemeinlich große Zeichner, und wenn sie es nicht waren, so nahmen sie große Zeichner zu Hülfe, wenn sie etwas Wichtiges arbeiten wollten.

Man wird es überall gewahr, daß man sich irret, wenn man, um das Wesen der Künste aufzufinden, auf ihren Ursprung zurückgehet. Herr Sulzer, der diesen Grundsatz annimmt, läßt auch den Tanz nichts anders seyn, als „Verschönerung des menschlichen Ganges.“ Andere theilen ihn in den bloß gesellschaftlichen, zum Vergnügen, auch wohl gar zur Ueppigkeit eingerichteten Tanz und in den hohen theatralischen Tanz ein. Der erste ist eigentlich gar kein
Gegen^o

Gegenstand der Kunst; in so fern er aber ein Werk des Geschmacks ist und eine Theorie der schönen Künste, auch den Geschmack bilden und reinigen helfen soll, so kann man hier wohl etwas darüber sagen.

Alle schönen Tänze gründen sich auf Geschicklichkeit; ihr allgemeiner Charakter ist Ausdruck der Geschlechtsempfindungen, welche bald mehr bald weniger fühlbar sind. Daher ist auch ein Tanz unter Personen einerley Geschlechts in der That so viel als kein Vergnügen, der Ausdruck jener Freude und jener Empfindungen kann lauter oder stiller, wilder oder sanfter seyn; daher sind alle die verschiedenen Nationaltänze das Resultat der Art sich zu freuen und Liebe zu fühlen, die jeder Nation eigen ist. Die Polonoise ist z. B., sobald sie unverdorben getanzet wird, ein Tanz voll Würde und Feyerlichkeit; die Geschlechtsempfindungen sind zwar ebenfalls sichtbar darinn, allein sie sind von mehr Zurückhaltung und weiblicher Schaam und mehr gefestem männlichem Ernst begleitet, als in irgend einem andern Tanz. In der Allemande im Gegentheil ist der Ausdruck von Fröhlichkeit fast allein das Werk der Liebe, daher seine zärtliche Sanftheit, daher die feine Grazie, das sanfte Verschmelzen seiner Bewegungen, daher die nahen, festen, liebevollen Bewegungen der Hände der Tanzenden. Dieser Tanz ist daher in einem hohen Grade sinnlich und bisweilen sinnlicher als die Menuet, welche die galante Gefälligkeit des Tänzers gegen das andere Geschlecht, mit einer tiefen Ehrerbietung verknüpft, zum Ausdruck hat; daher ist aber auch dieser Tanz so schwer, denn nichts ist wohl schwerer, als jene Galanterie in anmuthigen Bewegungen auszudrücken. Der schwäbische Tanz ist nichts als eine hüpfende Freude, mit Geschlechtsempfindungen begleitet. Das Walzen, oder der steuerische Tanz hingegen, ist der wollüftigste

stigste unter allen Tänzen; wenn man ihn gut tanzt, so verstoßt man gegen die guten Sitten, und wenn man ihn unschuldig tanzen will, so tanzt man ihn schlecht und verstoßt wider die Kunst. Er drückt das im allerhöchsten Grade aus, was die Allemande nur halb ausdrückt. Der alte französische Gesellschaftstanz, den man *Kotillon* nennt, ist unstreitig der unschuldigste, so wie alle seine Figuren und Wendungen beweisen, daß er unstreitig der älteste ist. Die englischen Volkstänze, die unser Jahrhundert so liebt, haben in der That gar keinen Ausdruck und sind nichts als Karrikatur; ihre Leichtigkeit empfiehlt sie mehr, als der in ihnen herrschende Geschmack. Allen diesen gesellschaftlichen Tänzen fehlt aber gemeinlich die Zeichnung und ihre Figuren sind zu willkürlich neben einander gesetzt, und der Tanzkünstler sollte wohl bedenken, daß in der Natur die nothwendige Folge der Bewegungen des Körpers so gut gegründet ist, als die Folge der Ideen, und daß sie in der Empfindung der auf einander folgenden leidenschaftlichen Bewegungen der Fibern bestehen. Die Alten, vornehmlich die Griechen, hatten andere Begriffe vom bürgerlichen Wohlstande und von bürgerlicher Tugend; bey ihnen war Musik und Tanzkunst, die fast immer im Gefolge des Gottesdienstes erschienen, Mittel zu beyden. — Freylich erhob sich ihr ganzer Tanz zu der erhabenen Gattung, die eigentlich ein Gegenstand der Kunst ist.

Der hohe theatralische Tanz ist auf keine Weise zur Fröhlichkeit der Tanzenden selbst, sondern mehr zum Vergnügen der Zuschauer, zum Ausdruck von Sitten und Gemüthsbewegungen interessanter Menschen bestimmt. Man kann ihn also betrachten im weiten und engen Verstande. Im erstern ist dieser Tanz nicht etwa bloß eine verschönerte Bewegung des Körpers

Körpers oder der Füße, sondern überhaupt jede regelmäßige künstliche Stellung, die, Verhältnisse der Umstände und Lagen der Seele auszudrücken, bestimmt ist. Das war eigentlich die Kunst der Alten, die, wenn wir den Zeugnissen ihrer Schriftsteller Glauben beymessen wollen, solche außerordentliche Wirkungen hervorzubringen vermochten, und von der wir uns so wenig, als von ihrer dramatischen Kunst überhaupt und ihrer Beredsamkeit, einen deutlichen Begriff machen können. Vermittelst dieser Kunst wurden die Schauspiele bey ihnen auf eine von der unsrigen ganz verschiedene Art vorgestellt, indem der eine Theil der Schauspieler deklamirte und der andere die Gestikulazionen dazu machte, wozu noch die Chöre kamen, welche nicht, wie bey uns, aus Unerfahrenen in der Kunst bestanden, sondern durch ihre Bewegungen den Eindruck, den das Stück machte, auf alle Weise verstärkten. Diese höhere Tanzkunst im weiten Verstande findet bey uns nur noch auf gewisse Weise statt und begreift jetzt das stumme Spiel in sich. Alle Schauspieler sollten in diesem Verstande, in den komischen, ernsthaften und rührenden Rollen Tänzer seyn, d. h. alle sollten die Deklamazion ihrer Rolle mit Bewegung begleiten, die nicht die Natur, wie wir sie alle Tage sehen, sondern eine durch die Kunst erhöhete, verschönerte Natur seyn mußte.

Die Schauspielkunst ist, ihrem ersten Eindruck nach, eine eigene Art von Zeichenkunst, die von der Mahl- und Bildhauerey sich durch die Beweglichkeit ihrer Figuren unterscheidet. Diese Figuren müssen aber schlechterdings schönere Bewegungen machen, als sie in der wirklichen Welt machen, oder der Endzweck ist verfehlet. Denn so wenig der Schauspieler den hohen Grad von Täuschung, den er hervorbrin-

gen will, durch seine natürliche Gesichtsfarbe und Kleidertracht erreichen kann, so wenig kann er ihn mit seinen natürlichen Mienen und Geberden zuwebringen. Es ist nichts unanständiger, als wenn der Schauspieler Lachen erregen will, und diesen Endzweck entweder gar nicht, oder doch nur bey dem Pöbel erreicht. Es gehört sehr viel dazu, ehe sich ein denkender Kopf entschließen kann, an einen Ort zu gehen, bloß um zu lachen; aber dazu gehört noch weit mehr, wenn man ihn zum Lachen einladet, es ihm nicht langweilig zu machen. Der komische Schauspieler, der seine Absicht erreichen will, muß seine Pantomime nicht allein der Absicht angemessen, er muß sie auch künstlich seyn lassen, d. h. er muß alles weglassen, was nicht schön ist, und wenn es noch so natürlich wäre. Es ist weit leichter, ernsthafte als schreckhafte Empfindungen auszudrücken, nur muß man hier nicht zu viel Bewegungen machen, außerdem wird das Spiel ekelhaft. Bey dem Ausdruck dieser Art von Empfindungen kommt das meiste darauf an, daß der Schauspieler seine Miene und seinen Anstand zu verschönern wisse. Eben dieses muß auch in Ansehung des Rührenden beobachtet werden. Das Weinen — die Verzweiflung — der Zorn — der Todeskampf selbst — muß sich auf dem Theater weit edler, schöner und interessanter zeigen, als im gemeinen Leben. Vorzüglich sollten die Schauspieler in der Anlegung der Gruppe etwas mehr Aufmerksamkeit als gewöhnlich zeigen. Ohne zu behaupten, daß das ganze Stück sich müsse mahlen lassen, so giebt es gewisse Stellungen, die vorzüglich mahlerisch schön seyn sollten, wo man alle Mühe und Sorgfalt, sowohl von Seiten des Dichters als des Schauspielers, anwenden sollte, daß die ganze Gruppe schön, daß die Einheit in der Verschiedenheit beobachtet und keine Person zu viel oder zu wenig da wäre. Von der theatralischen Kunst

Kunst im engern Verstande, oder den Ballettänzen kann die Rede hier nicht seyn, und die großen Operntänze werden in den einzelnen Betrachtungen ihre Stelle finden.

Von allen Kräften und Fähigkeiten der Seele, a) Vom Gesagte sagt Herr Sulzer, verdienet das Genie die meiste Aufmerksamkeit; denn das Genie ist es, was dem einen Menschen über den andern einen physischen Vorzug giebt, und was alle die großen Thaten und alle die meisterhaften Werke in Künsten und Wissenschaften hervorbringt, durch welche etliche wenige Menschen über dem großen Haufen der übrigen hervorstechen und die Bewunderung aller Zeiten werden.

Das Wort Genie ist, wie manche andere Wörter, von so vielfacher und schwankender Bedeutung, daß es allerdings schwer ist, den rechten Gesichtspunkt zu treffen. Ein jeder, der auf sich selbst Achtung giebt, empfindet in sich einen beständigen Trieb zu denken, sich alles dessen, was ihm Ideen verschaffen kann, zu bemächtigen und bey denen, die ihm fruchtbar scheinen, stehen zu bleiben und sie zu verfolgen. Diese Kraft, die niemand in sich verkennen kann, kann mehr oder weniger innere Stärke haben und die Begierde, die sie erweckt, kann mehr oder weniger dringend seyn. Ist ihre innere Stärke beträchtlich, so äußert sie sich als diejenige Lebhaftigkeit des Geistes, welche die Grundlage des Genies ist. Die Erfahrung bestätigt diese Anmerkung sattsam; denn Leute von Genie sind immer, wenigstens im Innern der Seele, die lebhaftesten und wirksamsten. Es ist immer ein Keim von Genie da, wo diese Lebhaftigkeit des Geistes ist; dahingegen ist Unthätigkeit und ein geringer Grad der Empfindlichkeit für die Gegenstände, die sich den Sinnen oder dem Geiste darbieten, gemeinlich ein Kennzeichen der Dummheit, die

die eine dem Genie gerade entgegengesetzte Eigenschaft des Geistes ist.

Man unterscheidet also sehr richtig, wenn man die Redensart, Genie haben und Genie seyn von einander trennet. Wer Genie ist, hat auch Genie, oder besser Fähigkeit zu vielen Dingen, aber wer Fähigkeit zu allen Dingen hat, kann immer noch kein Genie seyn. Gewisse Wissenschaften leiden es gar nicht, daß man, indem man sich mit ihnen beschäftigt, Genie ist; der bloße Botaniker z. B. kann ein Genie seyn. Dieser erhabene Titel kommt nur denenjenigen zu, die den Geist der Kunst, oder der Philosophie besitzen. Es ist möglich, daß oft verschiedene Aeußerungen in einem Prinzipium der menschlichen Natur gegründet seyn können, allein deswegen ist es immer eine sehr mißliche Sache, dieß durch Ein Wort auszudrücken. Man sagt: alle Dinge, die durchs Genie hervorgebracht werden, müssen doch etwas Gemeinsames in ihrem Ursprunge haben; dieß zugestanden, folgt doch daraus noch nicht, daß die Sprache im Stande ist, eben dieß Gemeinsame in Ein Wort zu zaubern. Wir bilden uns ein, einen Grundsatz zu haben und am Ende haben wir ein Wort, eine Zeile. Den sichern Weg gehet man unstreitig, wenn man die Fähigkeiten in der menschlichen Natur auffucht, die dem Manne, der sie besitzt, das Siegel des Genies vor die Stirne prägt; und diese Fähigkeiten sind Empfindsamkeit, Lebhaftigkeit oder Einbildungskraft, Ehrbegierde oder Nachahmungsgeist; diese Begriffe verschmelzen sich in einander; und endlich Geschicklichkeit; alle sind schlechterdings nothwendig, ein Genie zu bilden.

Also Empfindsamkeit. Nicht die weichliche Mißgeburt unsers Jahrhunderts, die nur Kleinigkeiten zu empfindeln fähig ist; nein! sie ist ein edlerer,

rer, erhabnerer Theil der menschlichen Natur, die hohe Gabe, von Dingen gerührt zu werden, die wahren, bleibenden Einfluß auf das Interesse, die Verbesserung und Glückseligkeit der Menschheit für dieses und jenes Leben haben. Also auch nicht bloße Empfindlichkeit gegen körperlichen oder geistigen Schmerz, nicht die bloße Reizbarkeit des Nervensystemes gegen sinnliche Gegenstände. Die Anlagen zur Empfindsamkeit sind theils in der Seele, theils in der Organifazion gegründet; die ersten sind jene unablässige Unruhe, jener Drang nach Wahrheit, Vollkommenheit und Glückseligkeit, mit einem Wort: Philosophie, sie sey angeboren oder erlernt. Die Anlage der Organifazion ist eine ausnehmende Zartheit des Nervensystemes, welche verursacht, daß alle Dinge, die mit den großen Gegenständen der Menschheit in Verbindung stehen, einen geschwinden und lebhaften Eindruck hervorbringen. Die Empfindsamkeit hat unstreitig einen der größten Einflüsse auf das Genie, sie ist ein wesentlicher Bestandtheil desselben. Ohne sie ist der Dichter nur Reimer, der Tonkünstler nur Notensetzer; der Staatsmann selbst kann ihrer nicht entbehren, wenn er ein wahrer Staatsmann seyn will, sie mag nun natürlich, oder erlogen seyn.

Die Einbildungskraft, das zweite Erforderniß des Genies, steht mit der Ehrbegierde, und der Geschicklichkeit im genauesten Verhältnisse. Sie verleiht die Gabe, sich alle Dinge auf eine ausnehmend lebhafteste Art vorzustellen, und nun mögen die einzelnen Dinge selbst entweder abstracte Begriffe, oder Empfindnisse seyn, das heißt (nach Abbts Erklärung) Empfindungen, die bey den Erinnerungen ehemals gehabter Empfindungen entstehen. Diese Einbildungskraft giebt den ganzen Grund von dem, was man

Genie

Genie haben heißt. Die Einbildungskraft, dieser höhere Grad der Lebhaftigkeit in der Phantasie, verhält sich zu diesem, wie der Scharfsinn zum Verstande; alle Menschen haben Verstand, nicht alle aber Scharfsinn.

Das dritte Erforderniß ist Ehrbegierde, verknüpft mit Nachahmungsgeist, oder umgekehrt, ohne die Ehrbegierde ist kein Genie vollkommen. Es giebt Menschen, welche große Talente, Empfindsamkeit und Geschicklichkeit besitzen, denen es aber am Ehrgeiz fehlet, und die eben deswegen auf keinerley Weise Genie sind. Aus dem Mangel am Ehrgeiz entsteht eine große Schläfrigkeit der Seele, die sich in alle ihre Ideen und Empfindungen verbreitet, die sie gegen Lob und Tadel, gegen den Nachruhm ganzer Völker und Zeitalter unempfindlich macht; so wie es Leute giebt, die gegen das zweite Geschlecht unempfindlich sind, und deren Unempfindlichkeit in ihren Stellungen, Geberden, Worten und Mienen ausgedrückt ist. Die Ehrbegierde hingegen giebt der ganzen Seele einen hohen Grad von Anstrengung, sie mag nun für sich allein wirken, oder mit dem Nachahmungsgeist verknüpft seyn. Man hat in der That Genies, von denen man im wahren Verstande sagen kann, daß sie Original waren, z. B. Ossian, Homer, Shakespear und Ariost; allein wenn die Neigung nachzuahmen auch Kraft der Verhältnisse, in denen sie standen, nicht in Thätigkeit bey ihnen gesetzt war, so lag sie doch anlagsweise in ihrer Seele. Hätte eines von jenen Genies in Verhältnissen mit andern würdigen Mustern gestanden, man würde bald gesehen haben, daß sie Nachahmungsgeist besaßen, daß kein Genie, sey es auch das größte, ohne Nachahmungsgeist, ohne einen unablässigen Hang besteht, wo nicht Werken der Menschen, doch den Werken

der Gottheit, oder irgend einem selbstgebildeten großen Ideal nachzuahmen.

Nachahmen heißt hier freylich nicht nachmachen; nein, Nachahmungsgeist ist das unablässige Bestreben, sich nach den besten, vollkommensten Mustern der Natur oder Kunst zu bilden. Dieses siehet man vornehmlich an den bildenden Künstlern: diese wurden fast alle durch Nachahmungsgeist gebildet. Raphael wählte das Anschauen und Studium vollkommener Gemählde in dem Vatikan; dieses entwickelte den Geist der Nachahmung in ihm, und er wurde das, was wir bewundern. Die großen Meister aus den schönen Zeiten Griechenlands wurden fast allein durch Gymnastik gebildet; die Phantasie, erfüllt mit den hohen Gemählde der höchsten körperlichen Vollkommenheit, vom Anblick edler Körper selbst abstrahirt, schuf ihnen die Bildsäulen, die wir noch mit Recht bewundern, und von denen wir das nun abstrahiren müssen, was jene von der Fülle der Natur selbst wegnahmen.

Wer Genie ist, besitzt auch Geschicklichkeit. Man muß erst den Redebrauch des gemeinen Lebens zu Rathe ziehen, ehe man sich einen deutlichen Begriff von dem machen kann, was Geschicklichkeit heißt. Da verstehet man die Fähigkeit darunter, verschiedene Dinge mit Anstand, Leichtigkeit und ohne Zwang zu thun, die ein anderer in entgegengesetzter Weise verrichtet. So sagt man, dieser oder jener ist ein geschickter Tänzer, d. h. er wendet alle Begriffe, Regeln und Erfahrungen der kleinen Tanzkunst auf so eine Weise an, daß er sie durch die Stellungen und Bewegungen seines Körpers ausdrückt. So heißt eine Sprache wohlgesprochen soviel, als den Geist der Sprache völlig in seiner Gewalt haben, daß man im Stande ist, die Ideen durch die Redeorganen

nen auszudrücken. So sagt man, dieser oder jener ist ein geschickter Sachwalter, d. h. er besitzt die Gabe, die Theorie seiner Landesgesetze mit Schnelligkeit und Präzision auf jeden vorkommenden Fall anzuwenden. Was kann also nach diesem allem die Geschicklichkeit anders seyn, als die Fähigkeit eines Menschen, die Ideen, die er von einer Sache hat, mit Anstand, Leichtigkeit und Fertigkeit, durch Handlungen, sie mögen sich nun sichtbar äußern, oder nur Veränderungen in der feinern Organisation verursachen, an den Tag zu legen. Was wird die Geschicklichkeit des Künstlers anders seyn, als die Gabe, die in ihm durch Studium und Uebung assoziirten Ideen von den großen Dingen, worauf es in der Welt ankommt, und den Symbolen, die diese Ideen vorbilden, durch Figuren hinzuschreiben, so wie sie der Philosoph mit Worten hinschreibt. Ein geschickter Philosoph, wenn anders das Wort „geschickt“ nicht zu kleine Nebenbegriffe mit sich führt, als daß man es auf Philosophie anwenden kann, wäre also derjenige, der die Fähigkeit besitzt, seine Ideen mit Fertigkeit, Leichtigkeit und Anstand durch Handlungen zu äußern. Weil aber die Handlungen des Philosophen gewöhnlich nur im Nachdenken bestehen, also, wie man sagen könnte, nur innerhalb sein selbst vorgehen, und außerhalb keine Veränderungen hervorbringen, so hat man Gelegenheit genommen, einen Unterschied untern Denken und Handeln einzuführen.

Leichtigkeit ist also das erste Erforderniß zur Geschicklichkeit. Wer mit vieler Mühe erst ein paar Gedanken zusammen setzen kann, der darf keinen Anspruch auf Geschicklichkeit im Nachdenken machen. Sodann Fertigkeit, oder das Vermögen, die Symbolen, die zur Darlegung der Ideen nöthig sind, sogleich aufzufinden. Dieß ist eine Eigenschaft,
die

die dem bildenden Künstler vornehmlich ganz unentbehrlich ist. Er muß es sogleich ohne langes Grübeln finden, mit welchen Figuren, mit welchen Bewegungen derselben, mit welchem Kolorit er die Idee hinschreiben will, die ihm jetzt vorschwebt. Die Fertigkeit muß bey ihm zu dem Grade gediehen seyn, daß ihm dieses alles eben so wenig Mühe kostet, als dem Gelehrten, Buchstaben zu schreiben. Sie entstehet bey dem Künstler aus einer Menge großer, wichtiger Ideen, die aber ohne Ordnung in seiner Seele sich befinden, aus einer Einbildungskraft, die mit Idealen der erhabensten Vollkommenheit und Schönheit erfüllt ist, die ihm eine heiße Liebe, welche man oft zwecklos nennen könnte, gegen alles Schöne einflößt. Aus diesem allen, was könnte wohl da anders folgen, als daß bey jeder vorkommenden Idee, die ihm wichtig ist, sogleich Bilder vor ihm stehen, die diese Idee ausdrücken, daß diejenigen, die sie bilden, ihm gleichsam selbst unbewußt als Gedicht oder Figur, auf Papier oder Leinwand hinfließen.

Soll die Geschicklichkeit aber vollkommen seyn, so muß noch Anstand hinzukommen. Ohne diesen sieht man es dem Künstler sogleich an, daß er nicht geschickt ist. Welche Aengstlichkeit in der Zeichnung der Umrisse und Bewegungen, die eben darum, weil sie zu gefallen sucht, ihren Endzweck auf keine Weise erreicht. Der große Künstler arbeitet mit einer Leichtigkeit, mit einer Ungezwungenheit, die uns in Zweifel lassen könnte, ob der Mann ein Handwerker oder Künstler wäre, wenn uns das Produkt seiner Arbeit nicht von dem letztern überzeugte.

Eine andere zur Bildung des Genies erforderliche Fähigkeit der Seele ist eine gewisse Fassung, eine gewisse Gegenwart des Geistes, die nöthigen Falls das Feuer der Einbildungskraft mäßigt und von Aus-

schweifungen zurückhält, vornehmlich aber der Seele die Freyheit verschafft, ihre Aufmerksamkeit allenthalben hinzuwenden, um den Gegenstand im Ganzen zu übersehen. Gemeiniglich giebt es bey Unternehmungen von irgend einigem Umfange unzählige Dinge zu bedenken; unzählige Mittel zu übersehen, die alle zu einerley Zwecke führen, deren einige sich gleichsam von selbst darbieten, andere nur durch anhaltendes Nachforschen herausgebracht werden: und insgemein sind diese letztern die vorzüglichern. Der Mahler z. B. kann zu einerley Ausdrücke durch Veränderung der Stellungen, Gesichtszüge und Geberden, auf unendlich verschiedene Weise gelangen, und eben so können Dichter und Redner auf unzählig mannigfaltige Art einerley Gedanken sagen. Alle diese verschiedene Wege nun zu übersehen, um den besten darunter auswählen zu können, wird gewiß sehr viel Ruhe und Gegenwart des Geistes erfordert. Selbst wenn es zur Ausführung kommt, bieten sich noch eine Menge Nebenideen dar, die auf die Güte des Werkes Einfluß haben. Sobald sich die Einbildungskraft unter der Arbeit nur einigermaßen erhitzt, so verliert der Geist nur allzuleicht diese ihm so nöthige Freyheit des Urtheils und der größte Künstler kann, wenn er mit zu viel Hitze arbeitet, die größten Fehler begehen.

Aus diesen Anmerkungen kann man die Folge ziehen, daß das, was hier die Fassung oder Contenance genannt wurde, eine nothwendige Eigenschaft des Genies sey, weil ohne sie die Geschicklichkeit, gewisse Dinge leicht und gut zu machen, die ein unterscheidendes Merkmal des Genies ist, nicht Statt finden würde. Wenn der Künstler seinen Entwurf gemacht und alles angeordnet und vertheilt hat, dann ist es sehr wohl gethan, wenn er bey der Ausführung sich

sich erhebt, sich erhitzt und in die heilige Wuth geräth, wodurch sich die Gegenwart der ihn begeisternden Gottheit ankündigt. Aber auf diesen Sturm muß dann wieder die Stille folgen, und mit ruhiger Seele muß er auf das, was er im Anfall der Begeisterung hervorgebracht, wieder zurücksehen, muß untersuchen, ob ihn seine Hitze nicht vielleicht über die von der Vernunft vorgezeichneten Gränzen getrieben. Auf andre Art kann ein Werk des Genies zu keiner Vollkommenheit gelangen.

Der gute Geschmack in den Künsten ist, wie b) Vom Geschmack in der Kunst. man leicht einsehen kann, eine nothwendige und von dem Künstler unzertrennliche Sache; allein der Geschmack des Dilettanten, des Liebhabers und des Künstlers, wie sehr sind diese von einander verschieden, so gewiß es ist, daß man bey jedem Künstler, wenn er nur nicht Empfindungen lügt, Theilnehmung an Wahrheit, inniges Gefühl für Tugend und Glückseligkeit findet. Es giebt aber auch freylich Liebhaber, die bey jedem Kunstwerke dastehen und staunen, deren Entzückungskraft in Verzückungen übergeht, und die, wenn sie aufrichtig antworten sollten, eigentlich nicht viel dabey empfinden. Man sagt, daß derjenige Geschmack habe, welcher das Schöne und Häßliche empfinden und unterscheiden kann. Es ist auch unläugbar, daß es einen gewissen Grad der Dummheit giebt, der fast nichts vom Geschmack zuläßt; das hindert jedoch nicht, überhaupt den Geschmack für ein natürliches Vermögen der Menschen zu halten. Er wird am leichtesten in der Jugend verbessert und vollkommen gemacht.

Es giebt nur einen guten Geschmack und dieser ist derjenige, welcher sich entweder unmittelbar an die schöne Natur, oder zugleich an die besten Nachahmungen hält. Allein wie unbeschreiblich reich und

mannigfaltig sind nicht die Schönheiten der Natur? Welche Gegend, und läge sie unterm Eispol, ist ganz leer von schönen natürlichen Dingen; nur hat die eine viel, die andere wenig, eine hat sehr schöne Dinge von gewisser Art, die in einer andern minder schön sind, und ebendasselbe kann auch von den schönen Kunstwerken gesagt werden. Auch die Menschen haben nach dem Unterschied ihrer Sinne, ihres Kopfes, ihrer Neigungen und Aufmerksamkeit und der Gelegenheit, entweder viel oder wenig Erkenntniß der schönen Natur. Aus diesen Ursachen entstehen die vielen Arten nicht nur des Geschmacks überhaupt, sondern auch des guten Geschmacks. Keine Art des letzten ist verwerflich; man muß also mit andern nicht darüber streiten, noch den Geschmack einer andern Nation ohne Prüfung anstatt des einländischen annehmen, oder verwerfen.

Wer durch allerley Schönheiten und Häßlichkeiten leicht gerührt wird, hat, wie man sagt, einen empfindlichen Geschmack, und wer eine Fertigkeit besitzt, auch die kleinsten Schönheiten und Fehler zu empfinden, hat einen feinen Geschmack, und letzterer wird durch die Uebung richtig. Der richtige Geschmack ist impartheyisch, wenn er keine wirklich vorhandene Schönheit und Häßlichkeit verkennet und verläugnet, noch das Schöne oder Häßliche vergrößert. Edel wird der Geschmack, wenn ihm nichts gefällt, als was Beziehung auf Glückseligkeit und würdige Gegenstände hat. Einen allgemeinen Geschmack giebt es nicht, sondern nur einen herrschenden; Geschmack und Einbildungskraft müssen durch ein feines sittliches Gefühl unterstützt, gelenket und eingeschränket werden, wenn sie wahre, würdige und nützliche Kunstwerke hervorbringen sollen.

Man spielet in unserm Jahrhundert mit dem Beynamen, ein schöner Geist, ohne allemal dabey zu denken, daß diese Benennung sehr viel saget und sehr viel erfordert. Nichts scheint leichter zu seyn, als ein schöner Geist zu werden; allein die wenigsten können Anspruch auf diese Ehre machen. Derjenige ist ein schöner Geist, bey welchem sinnliche Empfindung, Einbildungskraft, Geschmack, Kopf und sittliches Gefühl, beständig in Gemeinschaft wirken und einander unterstützen; sobald diese Eigenschaften aber, wären sie auch ganz oder zum Theil anzutreffen, nur auf kleine Gegenstände angewendet werden, sobald sich der schöne Geist nur durch einen gutgewählten Anzug, durch ein paar gereimte Zeilen, durch die Gabe, über Nichts viel zu sagen, auszeichnen will, dann wird er in den Augen der Verständigen nur für einen Thoren gehalten, höchstens von den Unverständigen bewundert werden.

Die Kraft und Anwendung der schönen Künste c) Von der Kraft und Wissenschaften hat Herr Sulzer sehr wahr und Kraft und richtig in folgenden Worten erklärt; er sagt: „Die Anwendung der schönen Künste sollen Gehülffen der Philosophie seyn, Künste und denn sie sollen sich der Einbildungskraft und des Herzens der Menschen bemeistern und dem Gemüth die Wissenschaften nöthigen und nützlichen philosophischen Lehrsätze kräftig eindrücken. Ihr Grundsatz ist also dieser: er wählet einen nützlichen Gegenstand und stellt denselben so kräftig und nachdrücklich vor, als es nur möglich ist, damit er auf den Verstand und das Herz der Menschen dauerhaft wirke. Ein Künstler, welcher bey seiner Arbeit weiter keine Absicht hat, als die Einbildungskraft zu belustigen, ist kein Nachahmer der Natur, sondern ein Affe, welcher bey dem Schein, als wenn er den Menschen nachahmte, weiter nichts thut, als daß er wie ein Thier spielet, welches keiner

vorher überlegten Endzwecke und Absichten fähig ist. Es ist das eigentliche Geschäft der schönen Künste, ein lebhaftes Gefühl für das Schöne und Gute und eine starke Abneigung gegen das Häßliche und Böse zu erwecken. Aus einem öfters wiederholten Genuß des Vergnügens am Schönen und Guten erwächst die Begierde nach demselben und aus dem widrigen Eindrücke, den das Häßliche und Böse auf uns macht, entstehet der Widerwillen gegen alles, was der sittlichen Ordnung entgegen ist. Durch diese Begierde und durch diese Abneigung wird der Mensch zu der edlen Wirksamkeit gereizet, die unablässig für die Beförderung des Guten, und Hemmung des Bösen arbeitet. Sollte das Gesetz der Nutzbarkeit, dieser nothwendige Beystand der Weisheit, die schönen Künste nichts angehen? Welcher verständige Künstler wird sich selbst dadurch erniedrigen wollen, daß er sich und seine Kunst von den Gesetzen der Weisheit und der allgemeinen philosophischen Policy ausgeschlossen hält? Der Künstler, der seines Berufes eingedenk ist, und seine Kräfte fühlet, weihet sich selbst zum Lehrer und Führer seiner Mitbürger. Mit dem Auge eines Philosophen und Patrioten erforschet er ihren Charakter und ihre Gesinnungen. Er kennet darin die Quellen und Ursachen des gegenwärtigen oder zukünftigen Wohlstandes oder Verfalls einzelner Häuser und der ganzen Gesellschaft. Dann begeistert ihn sein Eifer für Ordnung und Recht, seine Begierde, rechtschaffene und auch glückliche Menschen zu sehen; er entflammt die noch nicht jedem Gefühl der Rechtschaffenheit abgestorbenen Herzen mit neuen Empfindungen, unterhält und verstärkt das Feuer derselben, wo es noch nicht erloschen ist.“

Von der Kraft der schönen Künste sagt eben derselbe, sie sey von dreysacher Art. Die unterste und geringste

geringste ist, daß sie rühren, ergößen und vergnügen. Wenn sie aber weiter nichts thun als dieses, so haben sie nur den geringsten Werth: doch finden wichtige Materien desto mehr Eingang, und schaffen desto größeren Nutzen, wenn sie zugleich reizend gemacht werden. Die zweyte und größere Kraft ist, daß sie den Geist vollkommener machen, und die dritte, daß sie Verlangen und Abscheu hervorbringen. Diese letzte Kraft, welche unmittelbar auf das Herz wirkt, ist die wichtigste, und es ist die Pflicht eines Künstlers, allen möglichen guten Gebrauch von derselben zu machen.

Die unterste und geringste Kraft der schönen Künste und Wissenschaften ist, daß sie das Schöne für die Sinne und Einbildungskraft hervorbringen, durch dasselbe rühren und ergößen, auch die Einbildungskraft vollkommener machen. Die meisten Dinge, welche wir sinnlich schön nennen, werden es dadurch, daß sie in uns angenehme Bilder und Erinnerungen erwecken, ohne unsere Sinnen wollüstig zu kitzeln. Wir empfinden das meiste sinnliche Schöne durchs Gesicht, und doch verschafft uns dieser Sinn die wenigsten unmittelbar angenehmen Empfindungen. Wer das Gegentheil für wahr hält, wird dadurch getäuscht, daß er alles, was bey einem Eindruck in seiner Seele gegenwärtig ist, für eine unmittelbare Wirkung solches Eindrucks hält und glaubt, daß das Vergnügen, welches er empfindet, in dieser Sache oder in der Empfindung derselben liege, da es doch durch die in seiner Seele erneuerten Bilder verursacht wird. Also ist das meiste von demjenigen, was sinnlich Schön genannt wird, etwas Schönes für die Einbildungskraft, und die schönen Künste wirken nicht eigentlich für die Sinne, sondern für die Einbildungskraft, für den Verstand und das Herz.

Ein bloßes angenehmes Spielwerk für die Sinne, welches nur zu sinnlichen Belustigungen und zum Zeitvertreib dienet, und nichts in der Seele zur Uebung des Nachdenkens und zur Verbesserung zurückläßt, ist des Menschen und also auch der Kunst nicht würdig, unterhält auch den Menschen nicht lange, sondern verursacht bald Ueberdruß. Die Sinnlichkeit unterstüzt die Einbildungskraft; also muß auch das Schöne für die Sinne mit etwas Schönerem für die Einbildungskraft verbunden seyn. Das letztere ist das eigentliche Schöne; es macht einen dauerhaften Eindruck als das erste, befördert den Geschmack und die Wirksamkeit der höhern Kräfte der Seele und schafft empfindsame, weise, umgängliche und wirksame Menschen. Die Annehmlichkeiten des Lebens hängen größtentheils davon ab, denn es giebt Arten der Belustigung, welche sich nur auf den Geschmack gründen, und ob es gleich auch für Unlust und Mißvergnügen empfindlicher macht, so darf man sich doch dadurch nicht abschrecken lassen, weil es wirklich mehr Gutes und Schönes als Unangenehmes in der Welt giebt. Nur muß die Einbildungskraft durch Vernunft eingeschränkt und regiert werden und nicht herrschen, denn der Mensch, in welchem sie die Oberherrschaft hat, ist ein wahrer und abentheuerlicher Träumer.

Dieses vorausgesetzt, wollen wir auch hier nur den Theil der untersten Kraft der schönen Künste genauer erwägen, welcher zur Nührung und Belustigung dienet und hernach untersuchen, wie sie die Einbildungskraft nicht nur erregen, sondern auch vollkommener machen können. Man nehme also erstens an, alles Neue, Unerwartete, Außerordentliche und Ungewöhnliche, Sonderbare, Lächerliche und Wunderbare, kurz, alles, was Aufmerksamkeit

keit erregt, gehört zu dem Schönen, welches angenehme sinnliche Empfindungen verursacht.

Das Vergnügen an der Neuheit rühret von der in unsre Natur gelegten Neigung zum Fortgang in der Erkenntniß und zur Abwechslung her. Diesen Satz muß man aber nicht so verstehen, als ob alles Neue besser als das Alte sey; vielmehr dienet letzteres oft zum Muster, ohne welches nichts Erhebliches zu Stande gebracht werden würde, und manches Neue stehet dem Alten sehr weit nach. Man muß also eine sehr richtige Beurtheilungskraft besitzen, um hier nicht zu irren, um weder ein unbesonnener Knecht der Mode, noch ein schnöder Verächter derselben zu seyn. Hier betrachten wir nur das Neue in so fern, als es rühret und ergöset, und da ist unläugbar, daß neue Ausdrücke und Vorstellungsarten in Reden, Gedichten, neue Harmonie in der Tonkunst, neue Zusammensetzung und Zierrathen in den bildenden Künsten rühren und vergnügen.

Eben dasselbe muß auch von dem Unerwarteten, Außerordentlichen und Ungewöhnlichen gesagt werden. Die Erfahrung bestätigt den Grundsatz, daß es nur wenig Menschen giebt, welche nicht die Abwechslung, Verschiedenheit, Mannigfaltigkeit und Ueberraschung lieben, und die hingegen das Eiserley und Alltägliche nicht einschläfern sollte. Bisweilen ist es zwar angenehm, wenn das, was wir erwarten, auch wirklich erfolgt; in andern Fällen aber vergnüget uns das Unerwartete.

Zu dem Sonderbaren, welches in einigen Fällen Vergnügen verursachen kann, gehört das mürrische und eigensinnige Wesen, welches man mit einem alten deutschen Worte Laune, im Französischen Humeur, im Englischen Humour, lateinisch Morositas

nennet. Die scherzhafte Laune, urbanitas, gehört zu dem Scherzenden. Ein launischer Mensch, das ist ein Mensch, der seine sonderbare und ihm eigene Denkungsart, bey allen Gelegenheiten, ohne Zurückhaltung, entweder mündlich oder schriftlich, entweder durch Geberden oder durch Handlungen äußert, sie mag nun andern Personen gefallen oder nicht, und belustiget andere durch seine Laune, wenn sie sich bey Kleinigkeiten äußert. Mahler, Bildhauer und Kupferstecher können dieselbe kenntlich machen, in so fern sie sich durch Geberden und Gestalten zeigt.

Auch das Lächerliche, das ist, das Unregelmäßige, Ungewöhnliche und Unschickliche in Eigenschaften, Handlungen, Geberden, Gedanken und Worten, kann von den meisten schönen Künsten dar- und vorgestellt werden, am meisten aber geben sich die Dichter mit demselben ab, und einige meinen, das Lustspiel sey ganz eigentlich dazu gewidmet. Wenn die schönen Künste sich mit demselben abgeben, so geschieht es, um andere zu belustigen und diejenigen, bey welchen es sich befindet, zu ihrer Verbesserung zu beschämen.

Es ist aber der niedrigste Gebrauch, welcher von den schönen Künsten und Wissenschaften gemacht wird, wenn sie angewendet werden, um jemanden ein Lächeln zu verursachen, und ein tabelns- und bestrafenswürdiger Mißbrauch derselben, wenn man sie anwendet, nicht nur um ehrwürdige Personen, Worte und Sachen lächerlich zu machen, sondern auch andern, wegen ihrer kleinen Fehler, Schmerzen und Schaden zu verursachen. Wenn sich das Lächerliche in Gesellschaft des Ernsthaften befindet: so können es nur scharfe Augen entdecken und es erfordert große Behutsamkeit, um es von dem Ernsthaften auf eine so feine Art abzusondern, und es so vorzustellen, daß
dadurch

dadurch nicht nur unschädliches Vergnügen, sondern auch heilsamer Unterricht verschafft wird.

Ferner unter dem **Wunderbaren** verstehet man überhaupt alle seltene, unerwartete und ungewöhnliche Vorfälle, insonderheit aber die sogenannten Maschinen, oder die Hülfe, welche man in sehr wichtigen Fällen unmittelbar von Gott, oder von einem Engel desselben oder vom Urheber des Bösen, oder von einem andern bösen Geist leisten läßt, und die heidnischen Dichter von ihren Göttern leisten lassen, um eine Begebenheit dadurch reizend zu machen.

Das Schöne für die Einbildungskraft soll nicht bloß dazu dienen, daß es dieselbige in die lebhafteste Bewegung setze, und also dem Menschen einen angenehmen Traum verursache, sondern es soll auch eben diese Kraft der Seele vollkommener machen, welches dadurch geschieht, wenn sie Begriffe und Erfindungen befördert. Die schönen Dinge, welche also in dieser Absicht auf die Einbildungskraft wirken sollen, müssen Wahrheit in der Nachahmung eines sinnlichen Dinges, Richtigkeit und Reichthum in den Bildern, Vergleichen und Schilderungen, Größe, Ordnung, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung in Zusammensetzung der Theile und Anmuth in den Gestalten haben.

d) Das Schöne für die Einbildungskraft.

Die schönen Künste geben sich stark mit der Nachahmung sinnlicher Dinge ab. In derselben muß Wahrheit, folglich muß sie genau, jedoch ungezwungen seyn. Die beste Nachahmung kann die Kunst nicht ganz verbergen, und also auch die Empfindung nicht ganz verhüten, daß das Nachgeahmte bey allem Schein nichts Wirkliches sey. Die Meister der schönen Künste werden allemal der Klugheit gemäß handeln, wenn sie häßliche Dinge selten, ekelhafte und

und entseßliche aber gar nicht nachahmen; denn sie verursachen einen Schauer, sie mögen wahr seyn oder nicht.

Bilder, Gleichnisse und Schilderungen machen die Einbildungskraft vollkommener, wenn sie richtig und kräftig sind. Man nennet die Bezeichnung der Gedanken durch sinnliche Bilder, mit welchen sie eine Aehnlichkeit haben, die Allegorie; sie selbst bildet man allegorisch, indem man sie als ein Frauenzimmer mahlet, welches durch einen Schleyer von dünnem Flor verhüllet, aber nicht vor den Augen verborgen wird. Sie ist eine Art von eingeführter Sprache, deren sich die Meister der schönen Künste bedienen müssen, und welche sie nicht verändern können, ohne dunkel und unverständlich zu werden. Es gehöret viel Wiß dazu, um Allegorien zu erfinden, und viel Verstand, um sie am rechten Ort anzubringen. Die nöthigsten und vornehmsten Eigenschaften der Allegorie sind, daß sie klar und verständlich und also auch nicht zu weit hergeholt sey: denn sie muß kein Räthsel seyn; ferner, daß zwischen dem Zeichen und der bezeichneten Sache wirklich eine Aehnlichkeit sey; daß sie nützlich, folglich kürzer, nachdrücklicher und sinnlicher sey, als die Vorstellung der bezeichneten Sache ohne Bild seyn würde; daß sie nicht zu weit getrieben werde; daß sie nicht verschwenderisch gebraucht werde, weil es sonst scheinen würde, als ob man seine Zuschauer, Zuhörer und Leser durch eine Gallerie von Bildern führe.

Vergleichungen und Gleichnisse sind von der Allegorie darin unterschieden, daß diese nur das Bild, jene aber zugleich das Gegenbild darstellen. Die Gleichnisse sind ausgemahlter oder ausgeführter als die bloßen Vergleichungen. Sie werden entweder anstatt der Beweise, oder als Bilder bald zur deutlichen

lichen und lebhaften Erläuterung, bald zur Rührung angeführet. Sie müssen von keinen dunkeln oder gar unbekanntem Sachen hergenommen werden, denn dasjenige, was zur Erläuterung einer Sache dienen soll, muß deutlicher als dieselbe seyn. Wenn sie bey erheblichen Gelegenheiten passend angebracht werden, so machen sie den rednerischen und poetischen Styl erhaben, blühend, angenehm und wunderbar, und kommen vermittelst der Einbildungskraft dem Verstande zu Hülfe.

Alle Vorstellungen, welche nützlich seyn sollen, müssen lebhaft seyn, ja ihre Lebhaftigkeit muß einen gewissen Grad der Vollkommenheit haben. In der Mahleren bestehet die Lebhaftigkeit in dem Colorit, oder in der Farbengebung. Wenn man bey der Nachahmung oder Abbildung der Dinge, die Farben und das Wesen derselben gut nachahmt, so giebt man ihnen eine Art des Lebens, und wenn man die natürlichen Dinge so sehr gut nachahmet, wie Rembrand, so scheint die Nachahmung oder das Kunstwerk Leben zu haben. In der Rede- und Dichtkunst bestehet die Lebhaftigkeit in eindringenden und mahlerischen Ausdrücken, im natürlichen Accent und in Bewegungen des Leibes, welche den Materien angemessen und bedeutend sind. Durch den Ton der Stimme und durch die Geberden redet das Herz und zwar weit stärker, rührender und einnehmender, als der Verstand durch die ordentliche Rede spricht.

Das Große und Erhabene erfordert und befördert die Erweiterung der Einbildungskraft, damit sie es auf einmal und ganz fassen könne, denn was sie nur Theilweise fasset, das empfindet sie nicht als groß. Der Künstler muß also die großen und mannigfaltigen Theile bey ihrer Verbindung in eine solche Harmonie bringen, daß die Einbildungskraft sich

sich ein Bild vom Ganzen machen könne. Alsdann bringt ihr das Große ungemeines Vergnügen, dergleichen die weite Aussicht verschafft, denn das Erhabene der Einbildungskraft schafft eine zweyte sinnliche Welt.

In der Zusammensetzung der Theile und Mannigfaltigkeiten eines Kunstwerkes muß Ordnung, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung seyn. Die Ordnung bestehet in der Stelle, welche die Theile neben und nach einander einnehmen, die Regelmäßigkeit in der Verbindung der vielen und mannigfaltigen Theile nach Maaßgebung des abgezielten Zwecks, welcher die Regel macht, und die Uebereinstimmung oder Harmonie in dem gehörigen innern und äußern Verhältniß der Theile gegen einander. Die Absicht der Ordnung ist entweder nur die Wahrheit, oder auch die Anmuth, oder auch der Nutzen. Ohne Ordnung des Mannigfaltigen findet weder eigentliche, noch idealische Wahrheit statt. Ist die Stelle für einen Theil des Ganzen, seiner Natur und Absicht gemäß, genau und kenntlich abgemessen und bestimmt, so entstehet Anmuth; und wenn die Absicht des Kunstwerkes bey der Verbindung der Theile desselben beständig beobachtet wird; so entstehet Nutzen. Der Kunstverständige weiß nicht nur, worin die Regelmäßigkeit bestehet, sondern er erkennet auch daraus die Werke.

Hieraus erhellet, daß Ordnung, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung in Verbindung des Verschiedenen und Mannigfaltigen, nur alsdann Schönheit hervorbringt, wenn sie merkliche Vollkommenheiten hat, und dazu gehört gute Zeichnung in Ansehung des Ganzen und gute Ausbildung in Ansehung einzelner Theile. Beyde Ausdrücke sind aus der Mahlerkunst entlehnet. Die Manier eines Meisters im Zeich-

Zeichnen unterscheidet sich so gut als die Hand im Schreiben, oder als der Styl eines Schriftstellers.

Der Entwurf zeigt nur, wie die Haupttheile im Ganzen verbunden sind. Er muß so gezeichnet werden, daß man ihn mit einem Blick als ein Ganzes übersehen kann: eine Regel nicht nur für die bildenden Künstler, sondern auch für die Redner und Dichter. Er muß vor der Ausführung eines Kunstwerks hergehen, damit diese dem Ganzen Eintrag thue, auch nichts von der Erfindung verloren gehe.

Man muß die Anmuth, oder den Reiz, von der Schönheit unterscheiden; sie findet sich an solchen Dingen, welche dem Gemüth ein sanftes und stilles Vergnügen verursachen.

Die zweite Art der Kraft der schönen Künste und Wissenschaften bestehet in der Hervorbringung des Schönen für den Geist oder Verstand. Wenn unsere Sinne und Einbildungskraft durch die Schönheit der Kunstwerke gerührt worden, so betrachten wir die Kunstwerke mit größerer Aufmerksamkeit und denken über dieselben nach.

Diese Kraft ist größer als die erste, weil sie durch einen Grad der Vollkommenheit hervorgebracht wird, der den gewöhnlichen übertrifft. Es machen denselben die Gedanken aus, welche der Meister einer schönen Kunst bearbeitet und dem Geist merklich, wichtig und reizend, folglich auch müßlich macht. Der Philosoph lehrt und beweiset kurz; der Künstler hingegen giebt dem Gedanken eine schöne, gefällige und einnehmende Gestalt, und verschafft dadurch, daß sie desto mehr die Aufmerksamkeit des Geistes erwecken und unterhalten, Ueberlegung, Prüfung und solche lebhaftere Ueberzeugung wirken, die sich nicht wieder aus dem Gemüth verlieret.

Die

Die Gedanken, welche den Geist vollkommener machen sollen, müssen wahr, oder doch wahrscheinlich, klar, natürlich, einfach, witzig, stark, kurz, reich, groß und erhaben seyn.

Erstlich müssen die Gedanken wahr seyn. Es ist aber die Wahrheit in den schönen Kunstwerken entweder die wirkliche oder die idealische. Bisweilen ist eine wirkliche Begebenheit so beschaffen, daß sie von den Meistern der schönen Künste unverändert angebracht werden kann, sie darf auch in manchen andern schönen Kunstwerken durchaus nicht fehlen. Die Kunst hat aber auch das Recht, zu wahren Begebenheiten allerley Zusätze zu erfinden, oder aus Wahrheit und Erdichtung ein Ganzes von einerley Natur zu machen; welches z. B. in Heldengedichten, Trauerspielen und historischen Gemälden geschieht. Man nennet diese Art der Wahrheit die idealische. Die Wirkung, welche einer Person und Sache in einem idealisch wahren Kunstwerke zugeschrieben wird, muß ihrer erdichteten Natur gemäß seyn; wenn sie aber durch die Kraft derselben nicht hervorgebracht werden kann, alsdann hat der Künstler das Recht, seine Zuflucht zu Maschinen zu nehmen.

Das Wahrscheinliche ist entweder schon einer gewissen Sache eigen, oder es wird ihr von dem Meister der schönen Künste gegeben. Jenes ist das historische, dieses das poetische Wahrscheinliche.

Alle Arten der Erdichtung, sie mögen aus der alten Mythologie genommen, oder in neuern Zeiten erfunden worden seyn, nennet man Fabeln. Sie ist zwar eine Nachahmung der Geschichte, allein sie ist nicht, wie die Geschichte, um ihr selbst willen da, sondern nur um zu zeigen, wie sich die Schwäche und

und Stärke der menschlichen Natur auf mannigfaltige Weise äußere. Es giebt Fabeln, welche ganz und gar erdichtet sind, und diese verstaten ihren Urhebern die meiste Freyheit; es giebt solche, in welchen die Hauptsache mit den Umständen erdichtet ist, die Namen aber sind nur aus der Historie entlehnet; es giebt endlich solche, in welchen wahre Geschichte enthalten, aber durch Weglassungen, Zusätze und andre Veränderungen, alles der Absicht des Erfinders gemäß eingerichtet ist. Die Fabel ist ein Schauspiel der Kinder. Es ist nur durch die Beschaffenheit der Personen von dem andern unterschieden. Man siehet auf diesem kleinen Theater weder Alexanders noch Cäsars; aber die Fliege und die Ameise, welche Menschen nach ihrer Art spielen, und welche uns eine reinere und vielleicht lehrreichere Komödie spielen, als die Personen mit der menschlichen Figur. Die Nachahmung hält in dieser Art sowohl als in der andern die Regel in sich. Man setzet einzig zum voraus, daß alles das, was in der Natur ist, sprechen kann. Dieses Vorgeben hat etwas Wahres in sich, weil in dem ganzen Weltgebäude nichts ist, das sich nicht zum wenigsten den Augen darstellen könnte, und das nicht in dem Geist des Weisen so klare Begriffe erweckte, als wenn es sich den Ohren verständlich machte. Aus diesem Grundsatz haben die Erfinder der Fabel geglaubt, daß man ihnen erstlich hingehen lassen würde, wenn sie den Thieren Reden und Gedanken beylegten; denn da diese fast eben die sinnlichen Werkzeuge, die wir besitzen, haben, so scheinen sie uns nur deswegen stumm, weil wir ihre Sprache nicht verstehen. Hernach nahmen sie ein Gleiches mit den Bäumen vor, welche, da sie leben haben, auch keine große Mühe anzuwenden brauchten, von den Poeten die Empfindung zu erhalten, und endlich

bekam alles, was sich in der ganzen Welt bewegt und vorhanden ist, diese Vorzüge. Man hat nicht allein den Wolf, das Lamm, die Eiche und den Rosenstrauch, sondern auch den eisernen und irdenen Topf Personen spielen gesehen. Nur Herr Urtheil und Jungfer Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich ist, haben auf dieses Theater nicht zugelassen werden können, weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charakterisirten Körper zu geben, als den Körpern, welche einige Ähnlichkeit mit unsern sinnlichen Werkzeugen zu haben scheinen, Seele und Verstand zu geben. Alle Regeln der Fabel sind in den Regeln der Epopee und der dramatischen Poesie enthalten. Verändert die Namen, der sich aufblähende Frosch wird der bürgerliche Edelmann, oder, wenn man will, Cäsar, der durch seinen Ehrgeiz umkommt, oder der erste Mensch, der seiner Vollkommenheit beraubet ward, weil er Gott gleich werden wollte. „Man muß sich nicht über seinen Stand erheben;“ dieses ist eine Lehre, die man den Kindern, dem Volke, den Königen, dem ganzen menschlichen Geschlechte beybringen sollte. Die Weisheit nimmt durch die Hülfe der Poesie alle nöthige Formen an sich, um sich beliebt zu machen; und wie der Geschmack nach dem Alter und dem Stande verschieden ist, so will sie mit den Kindern spielen, sie lachet mit dem Volke, sie redet als Königin mit den Königen, und theilet also ihre Lehren allen Menschen aus, sie verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen, um diejenigen, welche nur das Vergnügen lieben, an sich zu ziehen, und um denjenigen ein Genüge zu leisten, welche keine andere Absicht haben, als sich zu unterrichten.

Die Fabel muß also eine Handlung, eben wie die andern Gedichte, haben. Diese Handlung muß ein

einfach und wichtig seyn. Sie muß einen Anfang, ein Mittel, ein Ende haben; folglich eine Vorrede, einen Knoten und eine Auflösung; einen Schauplatz, Personen, zum wenigsten zwey, oder eine Sache, welche die Stelle einer zweyten vertreten kann. Diese Personen müssen einen gewissen und ausgeführten Charakter haben, der durch die Reden und durch die Sitten bewiesen wird, und alles dieses nach Art der Menschen, davon die Thiere Nachahmer sind, und deren ein jedes nach einer gewissen Ähnlichkeit der Charaktere die Rolle nimmt. Als z. B. die bekannte Fabel: „Ein Lamm wollte in einem hellen Bach seinen Durst stillen.“ Man siehet hier eine Person mit einem bekannten Charakter, und zugleich den Schauplatz. „Ein noch nüchterner Wolf kam dazu, er gieng auf Deute aus, und der Hunger hatte ihn hierher gebracht.“ Hier haben wir die andere Person, auch mit ihrem Charakter und überdem ihre gegenwärtige Absicht. Die Handlung und der Knoten nehmen den Anfang. „Wie bist du so kühn, meinen Trunk trübe zu machen? sagte dieses rasende Thier, du wirst für deine Frevelthat bestraft werden.“ Der Charakter des Wolfes verhält sich in dieser Rede, wie der des Lammes in dem folgenden. „Sire, antwortete das Lamm, Ew. Majestät erzürnen sich deswegen nicht, sondern betrachten vielmehr, daß ich mehr als zwanzig Schritte unter ihnen in dem Bach meinen Durst habe stillen wollen, und daß ich folglich auf keinerley Weise ihren Trunk habe trübe machen können.“ Man bemerkt genugsam die einander entgegengesetzten Charaktere und die in den Reden ausgedrückten Sitten; die Handlung dauert fort: „Du machst es trübe, antwortete dieses grausame Thier u. s. w. Hierüber trug es der Wolf tief in den Wald hinein, und fraß es hernach ohne weitem Prozeß.“

Die Auflösung ist also, wie sie seyn soll, aus dem Grund der Handlung selbst, nämlich der Ungerechtigkeit und der Grausamkeit, welche mit der Macht vergesellschaftet ist. Dieses kleine Trauerspiel erweckt, nach seiner Art, Schrecken und Mitleiden. Man beklagt das Lamm und verabscheuet den Mörder. Die Schreibart ist dem Charakter und dem Zustand der beyden Personen gemäß, die Materie dient dem Ausdruck zur Regel.

Der menschliche Verstand kann nur im uneigentlichen Verstande erschaffen; alle seine Geschöpfe tragen das Gepräge eines Musters an sich. Selbst die Ungeheuer, so eine unordentliche Einbildungskraft sich in der Raserey vorstelllet, können nicht anders als aus Theilen, so von der Natur genommen sind, zusammengesetzt seyn. Und wenn der Witz, aus Eigensinn, aus diesen Theilen ein den natürlichen Gesetzen zuwiderlaufendes Ganze macht, so erniedrigt er sich selbst, indem er die Natur erniedrigt, und er verändert sich in eine Art von Narrheit. Man macht vielmehr ein Chaos als eine Welt, und man verursacht mehr Ekel und Unannehmlichkeit als Vergnügen.

Der Witz, der sich nur zu gefallen bemühet, muß also nicht und kann auch nicht aus den Schranken der Natur selbst weichen. Sein Amt bestehet nicht darinnen, sich dasjenige einzubilden, was nicht seyn kann, sondern dasjenige zu finden, was vorhanden ist. In den Künsten erfinden, heißt nicht, einer Sache das Daseyn geben, sondern es erkennen, wo es ist und wie es ist. Und witzige Köpfe, welche am meisten nachsuchen, entdecken nichts, als was vorher vorhanden war. Sie sind auf keine andere Art Schöpfer,

Schöpfer, als weil sie es bemerkt haben, und sie haben es nur deswegen bemerkt, um im Stande zu seyn, zu erschaffen. Die geringsten Vorwürfe erwecken ihre Achtung. Sie ergeben sich denselben, weil sie allezeit von denselben neue Erkenntnisse erhalten, welche die Erkenntniß ihres Geistes erweitern und zu dessen Fruchtbarkeit den Grund legen. Der Wisß ist wie die Erde, welche nichts hervorbringt, als wenn sie den Saamen empfangen hat. Der Wisß muß eine Stütze haben, um sich erheben und sich in der Höhe erhalten zu können, und diese Stütze ist die Natur. Er kann nichts thun, als ihr folgen und sie nachahmen, und folglich alles, was er hervorbringt, kann nichts als Nachahmung seyn. Der Wisß, von welchem hier geredet wird, ist nicht der launische und komische, dessen oben bey der Laune Erwähnung geschehen ist, sondern der ernsthafteste, welcher zum Nachdenken Anlaß giebt. Dieser vergnügt eben so sehr, als er den Verstand beschäftigt.

Die Stärke der Gedanken giebt dem Geiste noch mehr zu thun, denn diese erfordert eine große Anstrengung desselben. Sie wird durch viel Kunst hervorgebracht, und ist nur von so einem Meister zu erwarten, der durch vieles und scharfes Nachdenken sich Kenntnisse erworben hat, die gemeine Seelen weder kennen noch fassen.

Die Kürze der Gedanken ist mit der Einfachheit oder edlen Einfalt sehr nahe verwandt, und in verschiedenen Fällen sehr angenehm und eindringend, als z. B. in bons mots, in Scherzreden, in der Geschichte &c. nur muß sie keine Dunkelheit verursachen. Sie bestehet nicht darin, daß von einer

Sache zu wenig gesagt wird, sondern darin, daß nicht mehr davon gesagt wird, als nöthig ist.

Der Reichthum an Gedanken giebt dem Verstande erwünschte Beschäftigung und Nahrung, und wird ihm dadurch zugleich nützlich und angenehm. Nicht alle Gedanken eines fruchtbaren Kopfes sind wichtig und nöthig; es muß also eine kluge Wahl unter denselben angestellt, die erwählten mannigfaltigen Gedanken aber müssen zu einem Ganzen also verbunden werden, daß Vollkommenheit, Schönheit und Reiz entstehen.

Man nennet dasjenige erhaben, was andre Dinge an Höhe übertrifft. Das wahre Erhabene wird von allen empfindsamen Leuten, und zu allen Zeiten dafür erkannt. Es hat eine unüberwindliche Kraft, die besser empfunden als beschrieben werden kann, ziehet das Gemüth desto mehr an sich, je länger es betrachtet wird, und macht einen unausslöschlichen Eindruck in die Seele. Es erregt nicht nur Bewunderung, sondern auch Erstaunen, edlen Stolz und entzückendes Vergnügen, in einigen Fällen auch Furcht und Schrecken. Solche Wirkungen hat der Anblick des Himmels bey Tage und Nacht, wenn keine Wolken ihn hindern, aber auch die schwarzen Gewitterwolken, welche sich auf einander türmen; ferner der Anblick der höchsten Berge auf dem Erdboden und anderer körperlichen Dinge. Wenn das Erhabene vollkommen in der Sache selbst liegt, dann bedarf es der Hülfe der Kunst nicht, es läßt auch dieselbe nicht zu: bisweilen aber bekommt etwas, das an sich schon wichtig ist, das Erhabene erst durch die Art und Weise, wie es vorgestellt wird. Zum Beyspiel von dem Erhabenen sehe man,

man, wie sich der Herr Oberconsistorialrath Silberschlag in der Vorrede zu seiner Theorie der am 23sten Jul. 1762 erschienenen Feuerkugel ausdrückt: „Die Natur schreibt den erstaunlichen Namen Jehovah hoch an das Firmament des Himmels hin, da strahlet er im feurigen Sternenglanz; jeder Stern eine Sonne, und jede Sonne ein Weltsystem: die Offenbarung schreibt mit dem Blut des Mittlers das tröstliche Wort hinzu: er ist dein Vater. —“

Das Gegentheil des Erhabenen ist das Platte, Kriechende und Frostige, wie auch das Hochtrabende, Schwülstige, Prächtige, Gefünfelte und Kostbare im Ausdruck, welches eine kindische Affektation ist.

Aus dem, was von dem Charakter der Künste und Wissenschaften gesagt worden ist, siehet man, daß jene für alle Menschen gemacht sind, diese aber Personen erfordern, die, mit ihren Geheimnissen sich bekannt zu machen, Muße, Talente und Gelegenheiten haben. Alle Menschen können von den Künsten urtheilen, weil ihre Wirkung von der Empfindung abhängt. Wenn der Künstler mein Herz, das von Natur empfindsam ist, nicht rührt; so urtheile ich mit Kenntniß der Sache, daß sein Werk schlecht gemacht ist; und wenn ich in der Abbildung die Züge eines mir bekannten Originals nicht finde, so sage ich, daß es nichts tauget. Ganz anders aber verhält es sich, wenn es um die Beurtheilung der Wissenschaften zu thun ist. Die Lehrsätze hängen weder von Empfindungen, noch von den Sinnen ab; aber die Wissenschaften sind bestimmt,

K 4

die

die Wahrheit auszuspähen und die Welt zu unter-
richten, die schönen Künste hingegen, die Wahr-
heit zu verschönern und liebenswürdiger zu machen.
Beide tragen das Ihrige zum Dienst des mensch-
lichen Geschlechts bey, beyde sind gleich nothwen-
dig. Ohne die Wissenschaften würden die schö-
nen Künste ihre vorzügliche Bestimmung ver-
fehlen, und ohne die schönen Künste würde
den Wissenschaften die Menschlichkeit mangeln,
und sie würden ihrer größten Zierde beraubt
seyn.
